

Die Natur der Vielfalt

Der Begriff der Vielfalt spielt in diesem Buch eine zentrale Rolle, deshalb soll er hier von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, um das inhaltliche Verständnis zu vertiefen.

▪ Beispiele für Vielfalt:

Deutschland ist in der Welt bekannt für seine Brot- und Biervielfalt, Frankreich für seine Käse- und Weinvielfalt, Spanien für seine Olivenvielfalt, Italien für seine Nudelvielfalt, China für seine Nudelsuppenvielfalt, Süd-Korea für seine Kimchi- und Reiseröllchenvielfalt (Kimbab), Thailand für seine Reisvielfalt, Japan für seine Fisch- und Sushivielfalt, die USA für ihre Burgervielfalt und Russland für seine Wodkavielfalt usw.

Das bedeutet, dass es jeweils eine Fülle an unterschiedlichen Variationen gibt. Diese Mannigfaltigkeit, diese Diversität, bedeutet einen Reichtum an kulinarischem Genuss, geradezu ein Paradies für Liebhaber, die für dieses Erlebnis bisweilen auch sehr weit reisen.

▪ Beispiele für die Abwesenheit von Vielfalt:

In der Landwirtschaft spricht man von „Monokultur“, wenn auf großen Anbauflächen beispielsweise nur eine Sorte angebaut wird.

Reis gehört mit zu den ältesten Kulturpflanzen. Mehr als die Hälfte der Menschheit ernährt sich täglich u. a. von Reis. Weltweit sind etwa 5000 Reissorten bekannt. Gab es früher in jeder Region eigene, an die Umweltbedingungen bestmöglich angepasste Reissorten, so stammen heute ungefähr 75% des weltweiten Reisanbaus von einer Sorte. Im Zuge der heutigen HochleistungsLandwirtschaft sind in den letzten einhundert Jahren in diesem Bereich etwa drei Viertel der genetischen Vielfalt verloren gegangen. Sinkende genetische Vielfalt erhöht die Gefahr von Krankheiten und Seuchen. Monokulturen brauchen somit erhöhten (chemischen) Schutz vor Erregern und Schädlingen.

„Wie gefährlich die genetische Armut ist, zeigte sich auch in den 1970er-Jahren, als es eine Krise in der weltweiten Reisproduktion gab, weil eine Viruserkrankung ein Viertel der asiatischen Reisproduktion vernichtet hat. Zum Glück gab es in der Gendatenbank des Internationalen Reisforschungszentrums eine wilde Reissorte, der das Virus nichts anhaben konnte. Die resistente Sorte wurde nur an einer Stelle in einem Tal gefunden, das danach für ein Wasserkraftwerk überflutet wurde.“ (Biologe Dr. Tom Deutschle, faszination-regenwald.de)

Die Welthungerhilfe setzt sich für die biologische Vielfalt des Saatgutes ein. Das heutige meist aus kommerziellen Quellen stammende Saatgut ist teuer, braucht Düngemittel und Schädlingschutz und ist zudem nicht „samenfest“. Das bedeutet, dass die Samen für die nächste Aussaat stets neu erworben werden müssen, da die „Industriepflanzen“ keine Samen produzieren. Die Abhängigkeit der Bauern steigt somit ins Unermessliche. Inzwischen werden große Teile des Marktes von internationalen Saatgutkonzernen beherrscht. Auch wenn die Erträge kurzfristig spürbar steigen, ist mittelfristig die Existenz dieser Hochleistungssorten auch angesichts der klimatischen Veränderungen nicht gesichert. Das jahrtausendealte Wissen der Bauernfamilien wird dann aber verloren gegangen sein.

► **In jedem Bereich des Lebens ist Monotonie (Eintönigkeit) langweilig, reizlos, trist und lebensfremd.**

Was noch als Gegenteil von bunter Vielfalt gilt, sind Unterschiedsarmut, Variationslosigkeit, „Wüste“, Leblosigkeit, Stagnation.

Ursprünglich galt „Einfalt“ mit seiner Bedeutung von Einfachheit als Gegenteil von „Vielfalt“. Erst im Laufe der Zeit reduzierte sich die Bedeutung von Einfalt im Sprachgebrauch auf den geistigen Bezug. Die kindliche Einfalt (= arglose Einfachheit) steht dabei der mentalen Beschränktheit (mangelnde Klugheit) gegenüber.

♦ Im folgenden Text wird „**Einfalt**“ – mit der **Doppelbedeutung von Einfachheit und Beschränktheit** – ganz bewusst als Gegenteil

von „Vielfalt“ benutzt. Schließlich führt die Ausblendung der Vielfalt zur Schlichtheit (Einseitigkeit) im Denken und damit zur mentalen Beschränktheit gegenüber der vielfältigen Wirklichkeit.

► **Einfalt bedeutet fehlende Vielfalt und damit geistige Beschränktheit.**

Es gibt zahlreiche beleidigende Ausdrücke die offensichtlich (bewusst oder unbewusst) auf die Einfalt von Menschen abzielen: *Dumpfbacke, Halbgescheiter, arm im Geiste, „Blitzbirne“, Denkwerg, Einfaltspinsel, Vollpfosten, Nullchecker, Spätzünder, Torfnase, geistiger Tiefflieger, Hohlkopf, nicht die hellste Kerze auf der Torte ... usw.*

An dieser Stelle geht es ausdrücklich nicht darum, irgendeinen Menschen zu beleidigen! Eine derartige Nennung gehört aber zur Erörterung der Thematik Vielfalt und dem Fehlen dieser hinzu. Bestenfalls können derartige Begriffe zum Nachdenken anregen.

Dagegen gilt die Erkenntnis der Vielfalt als Attribut von Weisheit:

Weisheit
statt Einfalt
nur jenseits des Egos
Vielsicht bereitet den Weg
Weitsicht öffnet den Horizont
Einsicht führt zu tiefem Verstehen
Weisheit ist Erkennen der Wirklichkeit
mit Befruchtung von Denken und Handeln
Kein Anerkennen von Vielfalt – keine Weisheit

Die Vielfalt der Menschen

Anpassung an neue Gegebenheiten:

Flexibilität im Denken und Handeln

in unbekanntem Lebenslagen.

Nichts Selbstverständliches
angesichts der Vielfalt.

Bereicherung der Art
im Existenzkampf.

Entwicklung

für alle.

GOAT!

Anm. für Ältere: GOAT = Greatest Off All Time, Das Beste Aller Zeiten

Geht man davon aus, dass die Menschen im Laufe der Evolution in jeweils verschiedenen Phasen auf dem afrikanischen Kontinent gestartet sind und sich im Laufe der Zeit in fast jeder der völlig verschiedenen Regionen auf der Erde angesiedelt haben, was nicht allzu viele Lebewesen geschafft haben, dann wird klar, dass dies nur mit einer unglaublichen Anpassungsleistung (biologisch und kulturell) gelingen konnte. Zu unterschiedlich sind die jeweiligen Lebensbedingungen: vom Nahrungsangebot bis hin zum Klima.

► **Die Vielfalt der Menschen verlangt Bewusstheit**

Die nachfolgenden Beispiele für Unterschiede zwischen den Menschen dienen einzig dem Ziel, diese enormen menschlichen Anpassungsleistungen anzudeuten und bewusst zu machen, dass es selbst bei elementaren menschlichen Bedürfnissen große Unterschiede in

den jeweiligen Vorgehensweisen (= Antworten auf die jeweiligen Lebensbedingungen) gibt, was zum Nachdenken führen sollte.

Wenn körperliche Verschiedenheiten skizziert werden, wenn Unterschiede aufgezeigt werden, in denen einige Menschen starken Ekel empfinden und andere höchsten Genuss, wenn die regional unterschiedliche Verrichtung der Notdurft thematisiert wird, dann nicht zur Belustigung auf Kosten anderer und vor allem nicht zur Herabwürdigung des Andersartigen, sondern als staunende und lernbereite Anerkennung der Vielfalt. Diese Offenheit braucht es!

Unterschiede werden in diesem Zusammenhang also nicht als Manko angesehen, sondern stets als Bereicherung der menschlichen Art. Verschiedenheit ist ein Schatz, der genutzt werden will. Ergebnisoffenes voneinander lernen ist das Gebot der Stunde. Mal können die verschiedenen Lösungen zu einem besseren Ganzen ergänzt werden, mal ist die eine sinnvollere Lösung offensichtlich.

Was aber ist denn dann „normal“?

Normal ist die Tatsache der unglaublichen Vielfalt, nicht aber die Festlegung auf spezielle Details, also auf z. B. bestimmte körperliche Merkmale oder spezifische Verhaltensweisen, die dann für alle anderen als Maßstab herhalten sollen.

Nicht normal – sondern äußerst beschränkt – ist allerdings die bewusste oder unbewusste Reduzierung des Normalen auf die eigene Sicht und Handlungsweise. Genau dann wird die Vielfalt durch die Einfalt ersetzt. Voneinander lernen wird verunmöglicht.

Wenn überhaupt, kann etwas lediglich für mich alleine normal sein, aber nicht automatisch für alle anderen. Den Begriff „normal“ erspart man sich besser. Soviel Erkenntnis muss sein!

Dieser Text wurde in dem Bewusstsein geschrieben, dass diesbezügliche Einfalt in der Historie der Menschheit bis heute schwerste Schäden angerichtet hat. „Völkisches Überlegenheitsdenken“ hat in die absolute Katastrophe geführt. Nationales Überlegenheitsdenken, nationale Egozentrik und ebensolcher Egoismus untergraben aus

kultureller Arroganz auf Kosten der Vielfalt bis heute jedwedes konstruktive Miteinander von Menschen.

► **Einfalt ist das Gift, das das vielfältige menschliche Erfahrungswissen und die erworbenen Kompetenzen lähmt.**

Konkrete Unterschiede

Zunächst einmal mussten die Menschen überall, wo sie sich gerade befanden, Antworten auf die gleichen elementaren Bedürfnisse finden: Trinkwasser, Nahrung, Kleidung, Behausung, Gesundheit, Versorgung des Nachwuchses.

Stets mussten sie das Angebot an Trinkwasser im Auge behalten. Davon durften Sie sich nicht zu weit entfernen. Die Nahrung hing von der jeweiligen Verfügbarkeit ab. In Bezug auf Pflanzen mussten sie überall giftige von ungiftigen zu unterscheiden lernen. Ebenso galt es heilende Pflanzen zu erkennen. Man kann davon ausgehen, dass sie sich dabei auch an anderen Säugetieren orientierten. Die Gefahren des jeweiligen Lebensraumes und der angemessene Umgang damit mussten realisiert werden. Kleidung und Behausung hingen von den äußeren Gegebenheiten ab. Der Nachwuchs – auch in Bezug auf die Mobilität – musste in all das integriert werden.

Die in der weiteren Entwicklung der Menschen entstandene kulturelle Mannigfaltigkeit ist wie eine unüberschaubare Fundgrube an Antworten der Menschen auf die Herausforderungen des alltäglichen Lebens und noch viel mehr.

Genetische Anpassung

Die Anpassungsleistung der menschlichen Art umfasste aber nicht nur die „kulturelle Anpassung“, sondern auch die physische (genetische) Anpassung, die sich über tausende von Jahren vollzog.

Die sichtbarste ist die Anpassung der Hautfarbe an die Intensität der Sonnenstrahlung. Dunklere Haut hat einen höheren Schutzfaktor,

während hellere Haut die Vitamin-D-Aufnahme bei geringerer Strahlung erleichtert.

Auch der grundsätzliche Körperbau richtet sich nach den Klimazonen: In kalten Zonen stößt man auf die Tendenz zu kompakteren Körperform, während in heißen Zonen ein schlanker Körperbau überwiegt.

In kalten, trockenen Regionen dominieren schmalere Nasen, während in heißen, feuchten Regionen breitere Nasen vertreten sind.

Menschen aus kälteren Regionen neigen zu glattem Haar, Menschen aus heißeren Regionen zu krausem Haar.

Sogar bei der Augenfarbe spielt die Klimazone eine Rolle: hellere Farben bei weniger Sonnenstrahlung, gegenüber dunklere Augen bei intensiverer Sonne.

Insgesamt gibt es zahlreiche körperliche Anpassungen, nicht nur an die Sonnenstrahlung, sondern z. B. auch an unterschiedliche Höhen. In größerer Höhe verfügen die Menschen über ein größeres Lungenvolumen und eine größere Anzahl an roten Blutkörperchen.

All diese körperlichen Unterschiede (und noch viel mehr) sind das Ergebnis von vielen Tausend Jahren physischer Anpassung an die jeweiligen Lebensräume. Sie sind Ausdruck der unglaublichen Anpassungsfähigkeit und Vielfalt der einen menschlichen Art. All diese Unterschiede stellen eine Bereicherung im Überlebenskampf dar. Wer daraus eine unterschiedliche Wertigkeit von Menschen abzuleiten versucht outet sich als einfältiger Mensch. Soviel Wirklichkeit muss sein!

► Der Versuch Menschen z. B. nach ihrer Hautfarbe in Rassen einzuteilen ist historisch „krachend“ gescheitert. Es gibt genau die eine menschliche Art, die sich durch ihre enorme Vielfalt auszeichnet. Diese Vielfalt kann bei der Begegnung mit den gegenwärtig umfangreichen Aufgaben sehr hilfreich sein, sofern Menschen kooperierend miteinander agieren.

► **In der Vielfalt liegt die Chance, in der Einfalt das Scheitern.**

Nur Einfältige wetzen die Klinge ihres Entweder-oder-Denkens um sich zu überlegenen Menschen zu krönen. Die christlich geprägten Europäer sind diesbezüglich bis heute mit großem Abstand „Weltmeister“, was in vielerlei Hinsicht noch spürbare Folgen hat.

Es waren die Europäer die in ihrem Kolonialisierungs- und Missions-Wahn über Dreiviertel der Landfläche der Erde unter ihren Einfluss brachten und glaubten, die dort lebenden Menschen nicht nur auszubeuten, sondern auch mit ihrer Lebensweise beglücken zu müssen. Es gibt noch eine Menge wiedergutzumachen!

Es braucht die praktizierte Einsicht, dass niemand aufgrund seiner Abstammung ein besserer Mensch als der andere ist und dass wir aufgrund unserer vielfältigen kulturellen Unterschiede voneinander lernen können. Vielfalt verbessert menschliche Vorgehensweisen.

► **Nur Einfältige nutzen nicht die einmalige Chance, durch die Erfahrungen und Fähigkeiten anderer Menschen zu lernen.**

Anmerkung: Im Band 1 der Schriftenreihe Globale Intelligenz, „Terror sapiens I, Von der Einfalt zur Vielfalt“, wird das Thema Vielfalt umfassend thematisiert.

Prägung – Schlüssel zum Verständnis des Menschen

Die unterschiedlichen Lebensbedingungen auf der Erde haben die Menschen und deren Kulturen entscheidend geprägt.

An die Stelle von genetisch festgelegten Verhaltensweisen traten diverse kulturell bedingte Prägungen. Bestimmte Erfahrungen, die in frühester Kindheit zum Beispiel im konkreten Umfeld der Familie gemacht werden, können Gefühle, Denken und Verhalten eines Menschen (vor allem dann, wenn sie unreflektiert bleiben) ein ganzes Leben lang beeinflussen. Das trifft natürlich auf alle wichtigen Erfahrungen zu, die man innerhalb der Umgebung und der Kultur macht, in der man lebt.

Es beginnt schon im Säuglingsalter. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass Neugeborene in China und Kamerun zum Beispiel anders weinen als deutsche Babys. Ihr Weinen gleiche mehr dem „Singsang“ der dortigen Sprachen. Auch französische Babys sollen sich in Melodie und Rhythmus unterscheiden. Die Wissenschaftler gehen davon aus, dass bereits im Mutterleib der Klang der Eltern-Sprache verinnerlicht werde. Die Prägung eines Menschen beginnt also bereits zum frühestmöglichen Zeitpunkt. (nach: „Verhaltensforschung: Babys weinen mit Akzent“, *spiegel.de*, 19.08.2016)

Am Beispiel der Auswahl von Essbarem, am Beispiel der Nahrungsvorlieben von Menschen lässt sich die Macht von Prägungen ebenfalls sehr gut beobachten. Erhält ein Kind von seiner Mutter als Mahlzeit beispielsweise regelmäßig lebende Maden oder geröstete Spinnen, Schlangenfleisch, Krokodilfleisch, Rattenfleisch, Katzenfleisch, Hundefleisch, Kaninchenfleisch, Pferdefleisch, Rindfleisch, Schweinefleisch, Ziegenfleisch, vergammelten Fisch als Fischsoße, vergammelte und geschimmelte Milch als Käse usw. dann gewöhnt es sich daran und empfindet das Gewohnte als lecker, während andere Menschen möglicherweise massiven Ekel mit entsprechenden körperlichen Reaktionen verspüren.

Das, was der Mensch rund um die Welt als Nahrung zu sich nimmt, hat mit dem lokalen Nahrungsangebot und mit der Gewöhnung (Prägung) zu tun. Sind zum Beispiel die Spinnen in der Region groß und nahrhaft genug, so dass man nicht Hunderte für eine Mahlzeit braucht, dann können sie durchaus zum Speiseplan dazugehören.

Global gesehen sollte deshalb das Wort „normal“ besonders für Nahrung niemals benutzt werden.

Im Überlebenskampf haben die Menschen im Grunde genommen alles zu sich genommen, wovon sie nicht starben. Der Homo sapiens ist ein vielseitiger Pflanzen- und Aas-Esser. Dadurch war sein Lebensraum auf der Welt relativ wenig eingeschränkt. Im Gegensatz zu vielen anderen Tierarten, die teilweise nur in ihrer ganz „spezifischen Nische“, nur in ihrem ganz spezifischen Lebensraum

mit einem ganz spezifischen Nahrungsangebot existieren können. So gesehen ist der Homo sapiens ein wahrer „Allrounder“, ein Meister der Anpassung. Er hat es geschafft, mit den unterschiedlichsten Lebensbedingungen (Klima, Nahrungsangebot etc.) klar zu kommen und konnte sich so rund um den Erdball ausbreiten.

► **Achtung:** Man sollte sich bewusstmachen, dass unterschiedliche Prägungen die Macht über die Menschen besitzen, dass sie ein und das Gleiche als völlig verschieden wahrnehmen: Für den einen kann etwas ein Hochgenuss sein, während es für den anderen völlig ekel-erregend ist. Das gilt nicht nur in Bezug auf Nahrung. Besäße man eine ähnliche Prägung wie sein Gegenüber, empfände man wohl ähnlich wie er. Unterschiedliche Wahrnehmung, persönlich strikte Ablehnung des ungewohnten Andersartigen, stellt keinen Angriff auf die jeweils eigene Lebensweise dar.

Die Menschen vereint die Tatsache der Prägung, sie können sich allerdings in Bezug auf den Inhalt ihrer Prägung diametral (völlig entgegengesetzt) unterscheiden. Das macht in interkulturellen Begegnungen den respektvollen Austausch über seine Herkunft und seine Prägungen unverzichtbar!

Die höchste Kunst globaler Kommunikation ist die heitere Verständigung (auf gleicher Augenhöhe) über alle Unterschiede und Gegensätze hinweg, mit gemeinsamer Sicht auf die jeweiligen Stärken und Schwächen. Kritische Offenheit und freudvolle Lernbereitschaft sind der Schlüssel zur respektvoller Verständigung.

Wer das einmal erlebt und verstanden hat, der sucht „dieses Hochamt“ menschlicher Begegnung immer wieder. Vielfalt kann so inspirierend sein!

Stäbchen oder Besteck?

Es ist an dieser Stelle nicht bekannt, für wie viele Deutsche das Essen mit Stäbchen auch heute noch als primitiv gilt. So nach dem

Motto – „*Haben die kein Geld für ordentliches Besteck?*“ oder „*Wie lange noch werden die Menschen in Asien auf diese Weise Nahrung zu sich nehmen?*“ – zählt für manche der Gebrauch von Stäbchen nicht als Ausdruck höchster Zivilisiertheit.

Diese kulturelle Arroganz gerät ins Wanken, wenn man die Perspektive „der Stäbchen-Nutzer“ beachtet.

Für nicht wenige von ihnen ähneln die „Besteck-Nutzer“ wilden Barbaren, die mit einem Werkzeug (der Gabel) und einer Waffe (dem Messer) in ihrem nicht selten noch etwas blutigem Stück Fleisch herumstochern bzw. herumsäbeln.

In „den Stäbchen-Esser-Kulturen“ dagegen ist es die Aufgabe der Köchin bzw. des Kochs, alles – nicht nur das Fleisch – in kleine mundgerechte Stückchen zu zerlegen und derart angerichtet in kleinen Schälchen zu servieren. Der eigentliche Vorgang des Essens ist so ein hochgradig feinfühlig und äußerst ästhetischer Vorgang, der mit nichts an handwerkliche Gewalt erinnert. Wohl bekomm's!

Globale Intelligenz beim Toilettengang

Ein Kölner Jeck würde es vielleicht so formulieren: *Jede Jeck driiße anders*. Auf Hochdeutsch: *Jeder Mensch verrichtet seine Notdurft auf eine andere Art und Weise*.

Das Beispiel des Toilettengangs ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie Menschen rund um den Globus ganz unterschiedliche Antworten auf die sie alle gleichermaßen verbindende Lebensnotwendigkeit der regelmäßigen Ausscheidungen gefunden haben. Das Grundbedürfnis ist gleich, die Methode der befriedigenden Erleichterung unterliegt der Vielfalt, von der man durchaus lernen kann. Einseitig einfach nur die eigene Methode als die einzig glücklich machende und damit als die einzig richtige anzupreisen greift viel zu kurz. Wenn man voneinander lernt, lassen sich Lösungen finden, die sogar die eigene Zufriedenheit mit dem Toilettengang zu steigern vermögen. Also Nase zu und durch.

Schilderung einer wahren Begebenheit: Zwei deutsche Freunde hatten sich vor ihrer ersten Reise nach Indien [Anm.: in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts] sehr gut informiert. Sie wussten, dass die traditionellen indischen Toiletten abseits der modernen Hotels über keinerlei Toilettenpapier verfügen. Also nahmen sie einige Rollen aus Deutschland mit. Als diese aufgebraucht waren, versuchten sie vergeblich im Laden des kleinen Dorfes neue zu kaufen. Es gab aber keine.

In ihrer Pension befanden sich links neben der Klo-Schüssel nur eine große Bütte mit Wasser und ein kleines Plastik-Schöpfgefäß. Man goss sich damit Wasser auf die linke Hand und säuberte mit dieser sein Gesäß. Wenn man das einige Male wiederholte, war man exzellent gesäubert, allerdings nass, was aber bei den hohen Temperaturen nur kurz ein Problem war. Das Problem war natürlich die verschmutzte Hand!

Am Abend aßen beide Freunde in einem teureren Restaurant. Auf der dortigen Toilette entdeckten sie Klopapier. Sie konnten der Verführung nicht widerstehen, zum ersten Mal in ihrem Leben Toilettenpapier zu stehlen, was ihre Not mit der Notdurft ein paar Tage zu lindern vermochte.

Bei ihrem weiteren Aufenthalt in Indien mussten sie sich dann aber wohl oder übel an die indische Methode der Gesäßreinigung gewöhnen. Es dauerte nicht lange, da erkannten sie auch deren Vorteile: Mit einer nassen Hand konnte man sich schonender und effektiver als mit Toilettenpapier reinigen. Das Problem war also nicht das Hinterteil, sondern die mit Kot verunreinigte Hand, die man natürlich danach waschen konnte. Dennoch ist das der Grund, warum man in Indien (bis heute) niemals einem anderen Menschen mit der linken Hand Essbares reichen sollte. Er würde dies als absolute Unhöflichkeit empfinden und wohl empört ablehnen.

Einer der Freunde war Lehrer in internationalen Kursen. Dort er-

zählte er einmal in Anwesenheit eines indischen Studenten mit Humor und Respekt seine Toiletten-Erlebnisse in Indien. Daraufhin berichtete der indische Student seine ersten Toiletten-Erfahrungen in Deutschland:

Als er zum ersten Mal auf „der bebrillten Schüssel“ saß und fertig war, suchte er vergeblich nach Wasser zur Reinigung. Das Wasser aus der Klo-Schüssel wollte er nun wirklich nicht nehmen. Das zur Verfügung stehende trockene Papier war aus seiner Sicht völlig ungeeignet. Das Säuberungs-Reiben verursachte auf seiner geschmeidigen indischen Gesäßhaut Irritationen und Schmerzen. Den Reinigungseffekt empfand er als ziemlich unbefriedigend, ging doch nicht alles restlos ab. Die Spuren, die diese unzureichende Kulturtechnik in Deutschland auf seinem indischen Körper zurückließ, spürte und roch er noch Stunden danach. In seinen Augen war das mehr als seltsam, dass die sonst so hoch technisierten Deutschen in dieser lebenswichtigen Angelegenheit derart kläglich versagten. Hätte man wie in Indien auf der linken Seite doch nur für eine Wasserstelle gesorgt, dann wäre alles einfacher!

Da dem aber nicht so war, traf der Student für seine zukünftigen Toilettengänge in Deutschland eine folgenschwere Entscheidung: Große Geschäfte wollte er in der Zukunft nur noch dann erledigen, wenn er danach sofort duschen konnte. Das bedurfte allerdings eines klaren Toilettengang-Managements.

Lehrer und Student stießen im darauf folgenden intensiven Gespräch schon bald auf eine bessere Methode, die quasi kulturübergreifend beide Herangehensweisen vereinte: feuchtes Toilettenpapier. Die Exkremate haben damit keinen direkten Kontakt zur Hand, die dadurch relativ sauber bleibt, die Haut wird geschont und man kann sich wirkungsvoll säubern.

Sowohl der deutsche Lehrer als auch der indische Student, der inzwischen in einer angesehenen öffentlichen Position in Deutschland erfolgreich tätig ist, benutzen beide seitdem diese seinerzeit für sie

ungewohnte Säuberungsmethode, auf die sie erst durch ihren kulturübergreifenden konstruktiven Austausch – sozusagen „auf gleicher Gesäßhöhe“ – gekommen waren.

Aus den zum Teil ganz unterschiedlichen Antworten der Menschen in den verschiedenen Teilen der Welt auf die alltäglichen Herausforderungen lässt sich also wunderbar lernen. Das Motto sollte also sein: Kulturübergreifend voneinander lernen.

Allerdings hatte der Lehrer später – bei einem Aufenthalt in Südkorea – in der Toilettenfrage dann doch noch eine verstörende Erfahrung. Dort lernte er zum ersten Mal eine dieser „aufgemotzten Hightech-Toiletten“ mit zahlreichen Reinigungs- und Trockenprogrammen kennen. Damit ließen sich sowohl Intensität und Temperatur von Wasserstrahl und Föhnfunktion regulieren. Komplettprogramme gab es wohl auch. Das Problem war nur, dass die koreanischen Schriftzeichen und Zahlenangaben für ihn völlig unverständlich waren und er wohl einiges durcheinanderbrachte, was ihn zwischenzeitlich wie eine Rakete nach oben schnellen ließ und ihn anschließend fast zum Glühen brachte.

Beim Kennenlernen fremdländischer Methoden ist es also unverzichtbar, dass man sich darum bemüht, diese in Gänze – am besten vorher – zu verstehen. Die Funktion so einer Toilette sollte man sich also vor Gebrauch erklären lassen. Dann klappt das auch mit der bereichernden Erfahrung.

Weitere Erkenntnisse zur Verrichtung der Notdurft

Die traditionelle indische Methode existiert wohl schon sehr lange – wahrscheinlich seit Beginn der Menschheit – und das nicht nur in Indien. Auch heutzutage findet man auf der halben Welt Menschen, die ebenfalls die Reinigung mit Wasser bevorzugen.

In der Islam Enzyklopädie Islam-Pedia stößt man unter dem Punkt „*Toilettengang - Verhaltensregeln bei der Notdurft*“ auf die Ein-

träge: „*Reinigung der Ausscheidungsorgane mit Wasser und bevorzugt mit der linken Hand.*“ und „*Gründliche Reinigung der Hände mit Wasser und Seife.*“

Die Nass-Methode ist also weit verbreitet.

Trockenes Klopapier dagegen wird erst seit ungefähr 600 Jahren benutzt. Die feuchte Variante gibt es in Deutschland seit gut 40 Jahren, bereitet aber bei der Entsorgung durch den Abfluss immer wieder Schwierigkeiten (Verstopfung; Klumpenbildung in der Kanalisation). Hier ist noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Hinzu kommt noch ein ganz anderer, unbedingt zu beachtender Punkt: Seit Urzeiten ist die Hockhaltung gegenüber der Sitzhaltung für viele Menschen die bevorzugte Haltung bei der Verrichtung der Notdurft. Auf die Hockhaltung trifft man in der islamischen Welt, in Zentralasien und Süd-Ostasien und ebenfalls in Afrika.

Inzwischen sprechen sich auch zahlreiche europäische Mediziner für die Hockhaltung aus, da diese viel natürlicher sei, weil bestimmte Leiden wie Verstopfung, Hämorrhoiden und auch bestimmte Darmkrankheiten fast ausschließlich in Ländern mit Sitzhaltung vorkommen. So ist also das Hocken – wie schon bei den Höhlenmenschen – gesünder als die thronende Sitzhaltung bei den scheinbar so zivilisierten Menschen.

Der Toiletten-Thron mit Wasserspülung soll angeblich im 18. Jahrhundert in England erfunden und zuerst im Königshaus benutzt worden sein. Dabei wird allerdings übersehen, dass die Burg Eltz in der Nähe des Moseltals (in Deutschland) bereits im 16. Jahrhundert über „Sitz-Toiletten-Erker“ mit Regenwasser-Spülung verfügte.

In Bezug auf eine mögliche Hockstellung hat sich inzwischen viel getan. Zum Beispiel gibt es einen so genannten „Hufeisentritt“, den man an die in Deutschland übliche Standtoilette stellt, an der man dann bei hochgestellter Brille die Hockstellung einnehmen kann.

Man kann sich übrigens auf einer Sitztoilette auch soweit nach vorne beugen, dass in Bezug auf die Haltung des Oberkörpers fast

eine Hockstellung erreicht wird.

Weltweit stößt man auf deutliche kulturelle Unterschiede. In jedem Flüchtlingslager dieser Welt ist die Toilettenfrage neben Schlafplatz und Versorgung mit Lebensmitteln eine zentrale Frage: Unterschiedliche Kulturen verlangen nach unterschiedlichen „Latrinen“.

Die Deutsche Toiletten Organisation (GTO) hat 2015 zusammen mit dem technischen Hilfswerk ein Empfehlungspapier für Flüchtlingsunterkünfte herausgegeben. Unter anderen wird dort zwischen Sitz- und Hock-Toiletten sowie zwischen „Waschern“ (Nass-Methode) und „Wischern“ (Klopapier-Methode) unterschieden.

Seinerzeit hatte man Gebrauchsanweisungen für den richtigen Umgang mit den deutschen Toiletten verteilt. Der Zustand der meist mobilen Toiletten war trotz täglich mehrfacher Reinigung unerträglich. Wer das Hocken gewohnt ist, hockt sich vielleicht mit den Füßen auf die Klobrille, worunter dann mit jedem Zentimeter Abstand die Zielgenauigkeit leidet. Aufgrund der daraus resultierenden übermäßigen Verschmutzung kündigten reihenweise die Mitarbeiter der entsprechenden Mobiltoiletten-Vermieter.

Andere Benutzer hockten sich der Einfachheit halber direkt in die Duschwannen, wieder andere schlugen sich zum Leidwesen der dortigen Anwohner in die Büsche.

Die Verwendung von Hocktoiletten bzw. entsprechenden Hilfsmitteln nimmt heutzutage nicht nur in Flüchtlingslagern zu.

Die Verrichtung der Notdurft ist derart elementar im Leben eines Menschen, dass die diesbezügliche Prägung nicht plötzlich abgestellt werden kann. Das betrifft jeden Menschen. Dafür sollte man Verständnis haben. Die Forderung nach Integration sollte spätestens vor der Toilettentür enden.

Die beschriebene Thematik verdeutlicht die globale Situation des Menschen: Viele der Grundbedürfnisse sind gleich, die gefundenen Lösungen aber sind kulturell verschieden. Wer voneinander lernt, ist klar im Vorteil.

Erzählung: Die Globale Familie

► **Anmerkung:** Das verständnisvolle Aufeinander-Zugehen von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen verlangt wohlwollende Offenheit und Empathie. Ohne fortgesetzte ernsthafte Bemühung ist ein solches Unterfangen chancenlos.

Auch die folgende Erzählung ist ein Beispiel dafür, wie stark kulturelle Prägung ist, wie man aber Schritt für Schritt lernen kann, mit all den Unterschieden intelligent umzugehen.

Wer sich auf diesen Prozess mit ganzem Herzen einlässt, wird mit Erkenntnis, Inspiration und verbindender Freude belohnt.

Thảo, praktizierende Buddhistin, war eine gebildete, junge Vietnamesin, die in Ho-Chi-Minh-Stadt Medizin studierte. Dort traf sie mit 21 Jahren zum ersten Mal den amerikanischen Geschäftsmann Bill aus Chicago, USA.

Weit weg von ihrer Familie, die im Norden auf dem Land wohnte, war sie allein in der Stadt. So freute sie sich über die Nähe zu Bill und verliebte sich in ihn. Bill war jedes Jahr ca. fünf Monate in Ho-Chi-Minh-Stadt. Er bezahlte Thãos Lebensunterhalt, die sich so eine kleine Wohnung in einer besseren Gegend der Stadt leisten konnte. Schon bald wurde Thảo schwanger und bekam ihr erstes Kind, eine Tochter. Im Abstand von eineinhalb Jahren folgten zwei weitere Söhne.

Thảo hatte immer geglaubt, dass Bill sie und die Kinder später mit in die USA nimmt. Aber Bill kam eines Tages zu ihr mit einer für sie großen Summe Geld. Er machte ihr klar, dass er sie zum letzten Mal besuche, weil er für immer allein in die USA zurückgehen müsse. Mit dem Geld solle Thảo eine kleine Apotheke eröffnen, um sich und die Kinder ernähren zu können.

Dann war Bill für immer weg.

Der Schock war groß. Ihre Söhne waren jetzt ein und zweieinhalb, die Tochter vier Jahre alt. Thảo wollte nicht, dass ihre Kinder ohne

Vater und sie ohne Mann alleine zurückblieben. Auch konnte sie nicht mehr zu ihrer traditionell lebenden Familie auf dem Land zurückgehen, da sie durch ihre Beziehung zu Bill gegen alle Sitten verstoßen hatte. So fasste sie den risikoreichen Entschluss, mit dem Geld vier Plätze auf einem Boot zu bezahlen, das sie und ihre Kinder illegal über das offene Meer nach Thailand bringen sollte. Von dort wollte sie versuchen, wie andere „Boat-People“ auch, in die USA zu kommen, um dann in Chicago nach Bill zu suchen.

Thảo wusste nicht, dass Bill sie belogen hatte, weshalb sie ihn auch niemals wiederfinden sollte. In Wirklichkeit lebte Bill mit einer anderen Frau und zwei Kindern unter einem anderen Namen in New York.

Bei der gefährlichen Überfahrt nach Thailand wurde das überfüllte kleine Schiff kurz vor der Küste von Piraten angegriffen. Viele Passagiere starben bei dem Überfall. Thảo wurde von ihren Kindern getrennt und von den Piraten einfach ins Meer geworfen. Schwimmend erreichte sie nach vielen Stunden einsam und vollkommen erschöpft das fremde Ufer. Thao hatte das große Glück, dass sie unterwegs auf einen im Wasser treibenden Baumstamm stieß, an dem sie sich lange festhalten und ausruhen konnte. Die Haie, die sie immer mal wieder in ihrer Nähe sah, interessierten sich glücklicherweise nicht für sie.

Thảo war zwar erst 26 Jahre alt, hatte aber alles verloren: ihre Kinder, Bill, ihre Großfamilie und ihre Heimat. Trotzdem wollte sie nicht aufgeben. Ihre wichtigen Dokumente und das Geld hatte sie glücklicherweise unentdeckt eng am Körper getragen. Alles war zwar nass, ließ sich aber trocknen.

Die Nachforschungen nach ihren Kindern bei den thailändischen Behörden erbrachten nichts. Man machte ihr dort unmissverständlich klar, dass die Suche aussichtslos sei. So reifte in Thảo die Überzeugung, dass ihre Kinder bei dem Piratenüberfall wohl wie viele andere umgebracht worden waren. Das zumindest glaubte sie die nächsten 18 Jahre. Sie konnte einfach nicht ahnen, dass ihre Kinder

in Wirklichkeit von den Piraten an eine Organisation verkauft worden waren, die ihrerseits wiederum die Kinder für viel Geld an zahlungswillige Adoptiveltern in der ganzen Welt weiterverkaufte.

Thãos Kinder lebten also noch. Jedes allein, mit neuem Namen, in einem anderen Land, liebevoll aufgenommen von fremden Adoptiveltern. Da die Kinder noch sehr jung waren, vergaßen sie schon bald ihre Mutter, ihre Familie und ihre Heimat. Jedes Kind hatte seitdem seine ganz eigene Entwicklung, angepasst an die jeweils ganz andere Kultur.

Thảo selber hatte eine sehr schwierige Zeit. Irgendwie hatte sie es geschafft, in die USA nach Chicago zu kommen. Dort gab sie allerdings schon bald ihre verzweifelte Suche nach Bill auf. Sie begann langsam dessen Lügen zu vermuten. Glücklicherweise hatte sie eine vietnamesische Großfamilie kennengelernt, in deren Restaurantküche sie arbeiten durfte. Lange Zeit lebte Thảo sehr einfach und völlig zurückgezogen, bis sie über andere Vietnamesen eine Stelle in einem Krankenhaus vermittelt bekam. Die Arbeit, der Kontakt und der Austausch mit den kranken Menschen dort erfüllte sie langsam wieder mit Leben. Ihr schmerzhafter Verlust war nicht länger das einzige, was sie ausfüllte.

Kurz vor ihrem 40. Geburtstag lernte sie im Krankenhaus unter den Patienten ihren zukünftigen Ehemann Artem kennen. Artem, 44 Jahre alt, Moslem, Sohn nigerianischer Diplomaten, war ein sehr erfolgreicher Jurist und Geschäftsmann, inzwischen mit US-amerikanischer Staatsbürgerschaft. Eigentlich war er ein typischer „Fast-Food-Amerikaner“, der sein Leben und seine vielen Dollars genoss und am Ende stolz auf Amerika war.

Artem hatte sich sofort in die schöne und liebevolle, stets aber auch traurige Thảo verliebt. Mit seiner Lebensfreude verzauberte er Thảo, die endlich wieder lachen und einen anderen Menschen lieben konnte.

Es dauerte ungefähr zwei Jahre, bis Thảo Artem die ganze Wahrheit über ihr Leben erzählt hatte. Artem war unglaublich schockiert und

wollte Thào unbedingt helfen. Ohne es ihr zu sagen, versuchte er, die Katastrophe aufzuklären. Über seine thailändischen Geschäftsfreunde erfuhr er etwas über solche Piratenüberfälle und die Adoptions-Vermittlungs-Organisation. Nach umfangreichen Nachforschungen fand er schließlich heraus, dass Thãos Kinder alle noch lebten und auch wo sie lebten. Heimlich nahm er Kontakt zu ihnen auf und lud sie für 3 Wochen in die USA zu Thãos 44. Geburtstag ein. Diese wusste überhaupt nichts davon.

Thãos Tochter, inzwischen 22 Jahre alt, mit dem Namen Sophie, lebte in Queensland, Australien. Sie arbeitete dort in einem Projekt für Aborigines. An der Seite ihrer christlichen Adoptiveltern, die Anthropologen waren, hatte sie zwei Drittel ihres Lebens bei verschiedenen Naturvölkern gelebt. Ihr Denken, Fühlen und ihre Gewohnheiten waren geprägt vom zeitlosen und naturnahen Leben in der Wildnis und von der Spiritualität der Naturvölker. Aus Sophies Sicht hatten sogenannte zivilisierte Stadt-Menschen keine Ahnung vom wirklichen Leben.

Thãos älterer Sohn, 20 Jahre alt, mit dem Namen De, lebte in Suzhou, China. Seine freundlichen Adoptiveltern waren überzeugte Taoisten und Konfuzianer. Fleiß, Ordnung, Disziplin und Harmonie, Respekt und Unterordnung unter die Interessen der Familie standen an erster Stelle. De, der bald das Militär besuchen wollte, liebte diese Traditionen und war sehr stolz auf seine chinesische Heimat, deren Kultur er als Zentrum und Vorbild menschlicher Zivilisation ansah.

Thãos jüngster Sohn, 19 Jahre alt, mit dem Namen Karl, wohnhaft in Berlin, Deutschland, hatte gerade sein Abitur gemacht und wollte als überzeugter Globalisierungskritiker und Pazifist nach seinem freiwilligen sozialen Jahr Politikwissenschaften studieren. Von seinen konfessionslosen Adoptiveltern, einem Lehrerehepaar, hatte er gelernt, dass die spirituelle Verwirklichung der eigenen Person im Mittelpunkt des Lebens steht. Karl selber praktizierte hinduistischen Yoga und lebte vegetarisch.

Alle drei Kinder trafen einige Tage vor Thãos Geburtstag auf dem Flughafen in Chicago ein, wo sie von ihrem nigerianisch-amerikanischen Stiefvater begrüßt wurden. Alle waren sehr angespannt und neugierig, denn sie trafen in ihrem Leben zum ersten Mal nach der Trennung als Kleinkinder auf ihre leiblichen Geschwister. Zum Glück waren ihre Englischkenntnisse so gut, dass sie miteinander sprechen konnten. Das aber war dennoch alles andere als leicht. Einerseits sagte ihnen der Verstand, dass sie Geschwister waren – ihre Ähnlichkeiten waren nicht zu leugnen – andererseits aber trennten sie Welten!

Worüber sollten eine australische Naturvolk-Liebhaberin, ein angehender chinesischer Soldat und ein deutscher Pazifist schon sprechen können, ohne sich nicht schon bald völlig misszuverstehen und in die Haare zu bekommen?

Für Sophie waren im Grunde beide Brüder völlig daneben, schienen sie doch vom wirklichen, essenziellen Leben nun gar keine Ahnung zu haben.

De hatte große Schwierigkeiten, seine chinesische Freundlichkeit und Zurückhaltung angesichts der scheinbar völlig ungebildeten und unhöflichen Geschwister nicht zu verlieren. Er hatte bisher noch nie mit Menschen aus anderen Ländern mit derart anderen Gewohnheiten so direkt zu tun gehabt.

Auch Karl verstand die Welt nicht mehr. Stellte er doch fest, dass all seine bisherigen Vorstellungen über das friedliche Zusammenleben aller Menschen auf der Welt nichts weiter als verkitschte Multi-kulti-Vorstellungen waren, weit weg von jeder Wirklichkeit. Direkt konfrontiert mit Menschen aus völlig verschiedenen Kulturkreisen, tat er sich anfangs sehr schwer, mit der Situation auch nur irgendwie angemessen umzugehen.

Zum Glück ermutigte sie die Tatsache, dass sie alle drei Geschwister waren, in ihren Bemühungen um Verständigung nicht nachzulassen, obwohl ihre anfängliche Neugierde schnell von Ablehnung und Arroganz abgelöst zu werden drohte. Zu unterschiedlich waren

doch ihre Höflichkeits- und Verhaltensformen, ihre emotionale Verfasstheit und ihre Essgewohnheiten sowie ihre religiösen und politischen Ansichten. Sie waren wirklich völlig verschieden.

Zum Glück war ihr Stiefvater Artem bei dem Prozess des Aufeinander-zu-Gehens eine wertvolle Hilfe. Seinem liebevollen Humor, seiner Empathie und seiner Klugheit verdankten sie es, mit der Situation zunehmend besser umgehen zu können und sich am Ende auf die Begegnung mit ihrer Mutter möglichst unbelastet freuen zu können. Das war auch ein Grund, warum Artem die Geschwister nicht sofort zu ihrer Mutter führte.

Artem hatte Sophie, De und Karl sehr schnell klargemacht, dass sie alle zunächst ihre kulturelle Egozentrik überwinden müssen, um sich der Perspektive der anderen überhaupt erst wirklich öffnen zu können. Sie sollten ihre völlig unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Ansichten zunächst einmal ohne Bewertung annehmen, schließlich handele es sich doch um die wertvollen Erfahrungen ihrer Familienmitglieder. Sie sollten sich unbedingt mit Respekt auf gleicher Augenhöhe begegnen, denn keiner von ihnen sei automatisch besser oder „normaler“ als der andere.

Artem hatte lange genug selber erfahren, wie sehr Vorurteile die Kommunikation mit anderen Menschen behindern, ja sogar verhindern können. Er kannte die Probleme selber nur zu gut und wollte den drei Geschwistern dabei helfen, dass ihre Begegnung und ihr Austausch am Ende wirklich fruchtbar sein konnten.

Artem vermittelte Thãos Kindern auch, wie wichtig es sei, die zum Teil völlig verschiedenen Höflichkeitsformen der anderen möglichst schnell kennenzulernen und sich darüber immer wieder auszutauschen, um das zum Teil ungewohnte Verhalten des anderen besser verstehen und leichter akzeptieren zu können.

Ging es in Deutschland unter Familienmitgliedern zum Beispiel darum, sich klar und ehrlich seine Meinung zu sagen, so war dies in China in dieser Direktheit eher verpönt, stand doch höfliches und

respektvolles Miteinander an erster Stelle. Als ältester Sohn und älterer Bruder erwartete De zunächst einmal Respekt von seinen Geschwistern und hatte anfangs große Mühe damit, dass er diesen so nicht erhielt. Seine ältere Schwester Sophie ging aus seiner Sicht oft sehr ruppig und dominant mit ihm um und sein deutscher Bruder wollte mit ihm immer über alles diskutieren. Darüber hinaus sprach er ihn sogar mit seinem Vornamen an, was ein jüngerer Bruder in China nun wirklich nicht tun darf. Das alles war er nicht gewohnt und stieß ihm vor den Kopf.

Das gemeinsame Band der Familie und Artems verständnisvolle Hilfestellungen ließen die anfängliche Neugierde der Geschwister dann doch zu ehrlichem Interesse und die ursprünglich kulturelle Egozentrik zu Empathie, Respekt und Wertschätzung werden. Mit Geduld schafften sie es, sich Schritt für Schritt einander anzunähern. Sie hörten auf, sich permanent auf ihre Unterschiede zu konzentrieren. Stattdessen erkannten und fühlten sie dahinter den wertvollen Menschen, den sie zu achten, zu mögen und zu lieben begannen.

Dann endlich trafen sie Tage später auf der Geburtstagsfeier auch ihre leibliche Mutter.

Wie soll man die Begegnung einer Mutter mit ihren drei erwachsenen Kindern, die sie bis zu diesem Zeitpunkt für tot hielt, beschreiben? Es gibt keine Worte, mit denen man dieser unglaublichen Situation auch nur annähernd gerecht werden könnte!

So war auch Thảo zunächst absolut fassungslos und erstarrt und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Eine Zeit lang musterte sie regungslos jedes ihrer drei Kinder, bevor sie diese stillschweigend nacheinander in den Arm nahm.

Ihren Mann Artem aber schlug, trat und küsste Thảo anschließend. Warum nur hatte er ihr nichts davon gesagt?

Auf diese Weise kehrte schlagartig das Leben in sie zurück. Sie weinte, lachte und strahlte voller Glück und sprach unentwegt auf ihre Kinder ein, die sie immer wieder fast ungläubig berührte.

Schließlich bildeten sie für lange Zeit zusammen mit Artem, den alle völlig dankbar in ihre Mitte nahmen, mit über die Schultern gelegten Armen einen fast verschworenen Kreis wie Sportler vor einem wichtigen Wettkampf.

Natürlich waren ihre Kinder ihr äußerlich fremd geworden, aber Thảoühlte dennoch eine unglaublich tiefe Verbindung. Es erinnerte sie sehr intensiv an ihre Erfahrungen von Familie in einer Zeit, als Bill noch da war. Das aber war wie in einem anderen Leben. Jetzt – Arm in Arm stehend – war plötzlich eine neue, völlig unerwartete Wirklichkeit ihrer Familie entstanden. Sie durfte wieder als Mutter leben.

Die nächsten Tage, die nächsten Wochen waren unglaublich intensiv. Immer, wenn es unüberwindbare Gräben zu geben schien, berührten sie sich und standen als Familie vereint zusammen. Keiner von ihnen konnte sich diesem magischen Gefühl von Zusammengehörigkeit entziehen. Jeder ließ sich darauf ein.

Artems Frische und Humor, Thảoos grenzenlose Liebe und Behutsamkeit und die wachsende Offenheit der Geschwister trugen dazu bei, dass sie sich jeden Tag ein Stück weit näher kamen und dass sie zunehmend ihre großen Unterschiede überbrücken konnten.

Schon bald lernten sie, über ihre Unterschiede im Fühlen, Denken, und Handeln liebevoll zu schmunzeln und aus den völlig anderen Lebenserfahrungen zu lernen. Sie hatten einen Punkt erreicht, an dem sie mit der Hilfe der anderen ihre eigene Perspektive in Frage stellen und korrigieren konnten. Das voneinander Lernen war spannend und bereitete Freude. Jeder respektierte den anderen und begann ihn mehr und mehr zu lieben.

So war es am Ende überhaupt kein Problem mehr, völlig offen und konstruktiv über die Vor- und Nachteile ihrer unterschiedlichen Kulturen zu sprechen. Jedes Mal wieder erfuhren sie diese Gespräche als sehr lehrreich, vor allem auch dann, wenn man sogar über seine unterschiedlichen politischen und religiösen Ansichten sprach. Es war schon sehr aufschlussreich, wenn eine Buddhistin, eine

christlich geprägte Liebhaberin von Naturreligionen, ein Taoist, ein Yoga-Interessierter und ein Moslem sich über die Fragen des Lebens austauschten. Jeweils durch die andere Sicht inspiriert, wurde ihr religiöses Wissen unglaublich erweitert.

Artem war wie der Motor für viele tolle gemeinsame Erfahrungen.

Thảo schwebte förmlich wie der gute Geist über allen und allem.

All das schreckliche Leid in ihrem Leben, all die vielen Jahre innerer Ödnis schienen wie aufgelöst.

Thảo wurde zur weisen Mutter dieser völlig ungewöhnlichen globalen Familie, die mit ihrer Liebe und ihrem gegenseitigen Verständnis im Grunde die ganze Welt umfasste.

Jeder von Ihnen lebte zwar weiter in seinem Kulturraum und ging dort seinen Weg. Aber so oft sie konnten, kommunizierten sie miteinander und trafen sich auch: mal einzeln, mal alle zusammen, mal kurz, mal lang, mal in Vietnam, mal in Australien, mal in China, mal in Deutschland, mal in Nigeria, mal in den USA. Überall dort waren sie willkommene Mitglieder der Familie, also auch ein Stück weit zuhause. Genau das war für alle die wunderbare und extrem bereichernde zentrale Erfahrung: Zuhause in der Welt zu sein.

Ihre Vielfalt machte jetzt Sinn. Das einende, liebevolle Band ihrer globalen Familie und ihre Geduld und Lernbereitschaft hatten diesen angemessenen und freudvollen Umgang mit ihren Unterschieden ermöglicht. Das erfüllte sie alle mit tiefer Dankbarkeit.

Ausklang

Wo würde die Menschheit stehen, wenn sich die einzelnen Menschen als gleichwertiges Teil ihrer Art und Ihrer Mitwelt erführen?

Eine Illusion?

Ja, für alle, die so denken und in ihrer Welt verbleiben.

Nein, für alle, die über ihren Tellerrand hinausschauen.